

Basler Stadtbuch
Dossier 2016

**Zwei Jubiläen des jüdischen Lebens:
150 Jahre Emanzipation der Schweizer Juden und
50 Jahre Jüdisches Museum**
Peter Bollag

Zwei Jubiläen des jüdischen Lebens:

150 Jahre Emanzipation der Schweizer Juden und 50 Jahre Jüdisches Museum

Peter Bollag

Das Jüdische Museum der Schweiz feiert seinen 50. Geburtstag

Die Eröffnung des Jüdischen Museums 1966 stand unter speziellen Vorzeichen: Das Haus war nämlich überhaupt das erste deutschsprachige Jüdische Museum, das nach dem Zweiten Weltkrieg seine Tore öffnete. Und im Gegensatz zu allen anderen Jüdischen Museen, die nach 1945 in Deutschland oder Österreich eröffnet werden sollten, stand in der Schweiz nicht die Aufarbeitung der Schoa im Mittelpunkt. Das mag auch damit zu tun haben, dass die Schweiz nicht von Nazi-Deutschland besetzt wurde und die Schweizer jüdischen Gemeinden somit verschont geblieben waren. Vielmehr plante das Museum in erster Linie die Darstellung jüdischer Kultgegenstände, die in Basel in reichem Masse vorhanden waren.

Die Initiative zur Gründung ging vom heute nicht mehr existierenden Verein Espérance aus, einem jüdischen Beerdigungs- und Geselligkeitsverein. Wohl deshalb fanden sich unter den ersten Gegenständen für das neue Museum auch Grabsteine, die vom ältesten Basler jüdischen Friedhof stammten (urkundlich dokumentiert 1264–1348, ältester Grabstein von 1222). Weitere Gegenstände erhielt das Museum aus der Judaica-Sammlung des Museums für Volkskunde (heute Museum der Kulturen, Abteilung Europa) in Basel. In den Jahren danach wurde die Sammlung durch Objekte aus verschiedenen Ländern ergänzt. Historisch einzigartig sind neben den mittelalterlichen Grabsteinen die hebräischen Drucke Basler Ursprungs. Daneben finden sich Objekte, die das jüdische Leben in Basel dokumentieren, so zum Beispiel der Vertrag, der den Verkauf des halben Hauses «Zum Stern» an der Freien Strasse durch ein jüdisches Ehepaar an «Heinrich Fröweler, Bürger von Basel» bestätigt. Und nicht fehlen dürfen Dokumente zu den ersten Zionistenkongressen ab 1897, die ja in Basel stattfanden, sowie in diesem Zusammenhang verfasste Originalbriefe von Theodor Herzl.

Allerdings ist das Jüdische Museum in Basel nicht zu vergleichen mit grösseren Häusern in Grossstädten wie Berlin und Wien, nicht einmal mit demjenigen im österreichischen Städtchen Hohenems, direkt an der Schweizer Grenze. Das einzige Jüdische Museum der reichen Schweiz ist vielmehr in einem Hinterhof untergebracht, mit bloss diskreten Hinweisschildern. Die neue Direktorin des Hauses, die Kanadierin Naomi Lubrich (sie hat unter anderem auch für das Jüdische Museum Berlin gearbeitet) möchte diesen Umstand allerdings ändern und das Haus in Basel selbst und darüber hinaus bekannter machen. Dazu will sie die Präsenz des Museum verstärken, auch mit modernen Hilfsmitteln. Dies bedeutet durchaus einen gewissen Paradigmenwechsel, denn die Bankiersfamilie Guth-Dreyfus, die das Museum seit seiner Gründung begleitet, steht für einen eher diskreten Auftritt. Auch heute ist die Familie vom Museum nicht zu trennen: Katia Guth leitete das Haus während einigen Jahrzehnten, ihr Mann Hans war Präsident des unterstützenden Vereins, nach seinem Rücktritt übernahm sein Sohn Andreas den Posten, auf ihn folgte die aktuelle Vereinspräsidentin Nadia Guth Biasini, seine Schwester.

Ein Grundproblem bleibt allerdings auch für die neue Direktorin der mangelnde Platz: In zwei Räumen auf gerade einmal rund hundertfünfzig Quadratmetern kann nur ein kleiner Ausschnitt der ganzen Sammlung gezeigt werden. Dabei hätte das Haus rund zweitausend Objekte, darunter die Ausrüstung der (kleinen) jüdischen Gemeinde Solothurn, die seit Jahren nicht mehr über ein eigenes Betlokal verfügt. Auf Schautafeln soll auch ein Überblick gegeben

werden über die wechselvolle Geschichte der Jüdinnen und Juden in der Schweiz seit der Römerzeit. In diesem Zusammenhang ist es dann doch erstaunlich, was auf wenigem Raum alles Platz hat.

Neben dem schon Erwähnten finden sich nämlich zahlreiche Trouvaillen: zu nennen wäre da in erster Linie ein prominent ausgestellter Siegelring mit einer Menora aus dem 4. Jahrhundert aus der ehemaligen römischen Siedlung Augusta Raurica. Für Naomi Lubrich ist dies ein stolzer Beweis früher jüdischer Präsenz am Oberrhein. Eine grosse Karte zeigt auch, wo es jüdische Gemeinden oder Gemeinschaften gab oder noch immer gibt: «Die Geschichte der Schweizer Jüdinnen und Juden soll sich hier spiegeln», sagt die Direktorin. Das bedeute aber nicht, dass andere Bereiche, etwa die Schoa, ausgespart und unerwähnt bleiben: Die grosse Tragödie des jüdischen Volkes im 20. Jahrhundert ist zum Beispiel durch einen Flüchtlingskoffer repräsentiert, der schwer zu übersehen ist. Am eindrücklichsten in diesem Zusammenhang ist aber wohl eine Tora-Rolle, die während des Zweiten Weltkrieges in Polen in einem Dachstock versteckt und dem Museum vor einigen Jahren übergeben wurde. Die Vorstellung, welche dramatischen und tragischen Szenen diese Rolle gesehen haben dürfte, macht vermutlich so manchen Museumsbesucher nachdenklich.

Das Jüdische Museum der Schweiz führt zwar weitgehend ein Nischendasein, ist aber vielen Baslerinnen und Baslern gut bekannt. Dazu trägt neben den Besuchen durch Schulklassen (sie machen etwa die Hälfte aller Gäste aus, schätzt die Museumsleiterin) nicht zuletzt die jährliche Museumsnacht jeweils im Januar bei. An dieser populären Veranstaltung, die jeweils Zehntausende auf die Beine bringt, beteiligt sich das Museum unter Respektierung der jüdischen Sabbat-Gesetze. Dies ist nötig, da die Basler Museumsnacht immer von Freitag auf Samstag stattfindet. Man versucht aber auch sonst, die Aufmerksamkeit jüngerer Leute zu gewinnen, unter anderem mit dem Pilotprojekt «Glaubensdinge». Anhand der Sammlung des Museums sollen junge Menschen offen über Religion diskutieren und sprechen können. Ein Projekt, das wohl gute Resonanz finden dürfte. Auch weitere publikumsträchtigere Projekte stehen in der Konzeption. So werden im Herbst 2017 in einer grossen Kooperation mit dem Kunstmuseum Basel einige Werke von Marc Chagall im Jüdischen Museum zu sehen sein; Chagalls Avantgardismus ist dann im «grossen» Haus zu sehen.

Doch ist und bleibt das Lösen des Platzproblems ein zentrales Anliegen der neuen Museumsleitung. Mit rund fünftausend Besucherinnen und Besuchern (knapp so viele kamen im Jahr 2015) in den beiden Räumen sei hier eine Kapazitätsgrenze erreicht, schrieb das Museum. Deshalb sucht man an zentraler Lage der Basler Innenstadt nun ein grösseres Gebäude. Eine Rolle spielen natürlich auch die Finanzen, das Jüdische Museum sei «eher auf Dornen als auf Rosen gebettet», befand kürzlich die «Basellandschaftliche Zeitung». Das Budget beträgt im Durchschnitt rund 500'000 Franken pro Jahr, 80'000 Franken steuert der Kanton Basel-Stadt bei. In einem Interview mit dem jüdischen Wochenmagazin «Tachles» sagte Vereinspräsidentin Nadia Guth Biasini im letzten Jahr: «Ich finde, die Stadt Basel könnte sich etwas mehr engagieren.» Seit einigen Jahren schlagen für das Museum wie auch für die jüdische Gemeinde höhere Sicherheitskosten zu Buche.

Und dann gibt es noch vage Pläne, weit weg von der Innenstadt, nämlich im Basler Hafen, genauer am Dreiländereck, eine Art Museumsinsel zu installieren. Dort wäre dann möglicherweise auch Platz für das Jüdische Museum. Allerdings würde das eine der Bedingungen verletzen, die sich das Museum bisher selbst auferlegt hat: nicht allzu weit von der jüdischen Gemeinde der Stadt domiziliert zu sein. Dieser fühlt sich das Museum auch weiterhin nahe und sehr verbunden. Schliesslich bietet das Jüdische Museum auch Führungen durch die nicht weit entfernte Synagoge an.

Naomi Lubrich, die auf Gaby Knoch-Mund folgte und wie diese mit ihrer Familie in Bern wohnt, hat das räumlich beengte Museum neu geordnet und dabei wohl, soweit dies möglich war, möglicherweise Erfahrungen aus dem Jüdischen Museum Berlin einfließen lassen, für das sie siebzehn Jahre gearbeitet hatte. Im grösseren Raum geht es vor allem um die Geschichte, im kleineren eher um religiöse Begrifflichkeiten und um das, was den religiösen Alltag des Judentums ausmacht: Kippot, aber auch aktuelle Veranstaltungen jüdischer Vereine. Im zweiten, kleineren Raum, der neu dunkelblau gestrichen wurde, sind unter anderem die wichtigen jüdischen Feiertage ein Thema. Zum neuen Konzept gehören auch der neue Aussenauftritt sowie ein neues Logo.¹

150 Jahre Emanzipation der Schweizer Juden: ein langer Weg

Die Stimmung war feierlich und die Gästeliste lang: Mitte Januar 2016 versammelten sich im Berner Kornhausforum Vertreter aus Politik, Wirtschaft und Gesellschaft, um der Eröffnungsveranstaltung der Feierlichkeiten zum 150. Geburtstag der jüdischen Gemeinschaft der Schweiz beizuwohnen. Hauptredner war der damals frischgebackene Bundespräsident Johann Schneider-Ammann. Er würdigte den Beitrag der religiösen Minderheit für die Schweiz unter anderem mit den Worten: «Die Schweiz wäre ohne ihre jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürger nicht, was sie ist: ein starkes, kulturell vielfältiges, wirtschaftlich erfolgreiches und gesellschaftlich tolerantes Land.» Der Bundespräsident sprach auch vom «Willen zur Integration» der Schweizer Juden, der für andere Volksgruppen durchaus Beispiel sein könne. Gleichzeitig fand der Magistrat kritische Töne quasi an die eigene Adresse – Töne, die er an den jungen Bundesstaat von 1866 richtete und in denen er ausdrückte, wie lang der Weg der immer wieder verteufelten Minderheit zur Gleichberechtigung war.

In der Tat mussten die Juden in der Schweiz länger als ihre Glaubensgenossen im europäischen Umfeld auf diese Gleichberechtigung warten. Und dass sie diese schliesslich überhaupt erhielten, hatte vor allem damit zu tun, dass ausländische Juden hierzulande ab den Fünfzigerjahren des 19. Jahrhunderts auf einmal bessergestellt waren als Schweizer Juden. Diesen Umstand beschrieb einer der Vorgänger von Schneider-Ammann im Amt, der radikal-liberale Bundesrat Jakob Dubs, 1864 so: «Wir sind zum Fingerzeig der europäischen Gesellschaft geworden und man hat uns in Acht und Bann getan.» Ein Zustand, der beseitigt werden müsse, so Dubs damals.

Die historische Volksabstimmung vom 14. Januar 1866 änderte diese unmögliche Situation: Mit knapp 170'000 gegen 150'000 Stimmen nahmen die (männlichen) Stimmbürger damals die Teilrevision der Bundesverfassung von 1848 an, welche die Handels-, Gewerbe- und vor allem die Niederlassungsfreiheit auch nichtchristlichen Schweizern eingeräumt, aber den Juden staatsbürgerliche Gleichberechtigung verweigert hatte. Bis dato hatten Juden vor allem in den aargauischen «Judendörfern» Endingen und Lengnau wohnen dürfen. Dass die Teilrevision überhaupt angenommen wurde, war der Romandie und den städtischen Kantonen wie Basel-Stadt zu verdanken, die katholisch-konservativen vor allem der Innerschweiz (mit Ausnahme von Obwalden) lehnten sie ab.

Bis nach der Niederlassungs- auch die Glaubensfreiheit möglich wurde, mussten die Juden allerdings nochmals acht Jahre warten. Und wiederum nur einige Jahre später, 1893, sollte diese noch junge Gleichberechtigung bereits wieder auf eine harte Probe gestellt werden – und dies erneut durch eine Volksabstimmung: Das antisemitische Schächtverbot wurde vom Souverän nämlich deutlich angenommen, auch in den beiden Basel waren die Ja-Mehrheiten überaus deutlich. Bis heute steht es in der Bundesverfassung der Schweiz.

¹ www.juedisches-museum.ch (Zugriff: 14.02.2017).

Historische Fakten spielten allerdings, einmal abgesehen von einigen kurzen Momenten in den Reden der Berner Eröffnungsveranstaltung, im Jubiläumsjahr 2016 eine eher untergeordnete Rolle. Die jüdische Gemeinschaft der Schweiz beging das 150-Jahr-Jubiläum nämlich vor allem mit einer Wanderausstellung, in der nicht etwa die Geschichte im Zentrum stand, sondern vielmehr die aktuelle jüdische Gemeinschaft. Fünfzehn Porträts des Fotografen Alexander Jacquemet versuchten aufzuzeigen, wie breit das Spektrum der jüdischen Bevölkerung ist. Sie bildeten heute lebende jüdische Schweizerinnen und Schweizer ab, Männer wie Frauen, liberal wie orthodox – ein Ausschnitt aus einer Minderheit, die mit circa achtzehntausend Menschen nicht einmal ein Prozent der Schweizer Bevölkerung ausmacht und im Übrigen auch längst von der muslimischen Bevölkerung überholt worden ist. Vom Alphornbläser über den Radiomoderator und Viehhändler bis zur ehemaligen Bundesrätin Ruth Dreifuss reichte dabei das Spektrum, das ebenso den Grad der Integration illustrieren sollte wie ein Schlaglicht auf ihre Rolle im Alltag des Landes werfen. Da wurde der jüdische Offizier ebenso gezeigt wie der jüdische SVP-Politiker (der freilich doch noch immer eine grosse Ausnahme darstellt).

Die Ausstellung tourte das ganze Jahr durch die Schweiz, nach der Eröffnung in Bern kam sie zuerst ins Jüdische Museum in Basel, um hier den 50. Geburtstag des Hauses zu unterstreichen. An der Eröffnungsveranstaltung sprach auch Finanzdirektorin Eva Herzog – für Direktorin Naomi Lubrich eine günstige Gelegenheit, sich mit dem Museum zu positionieren. Anschliessend ging es in grössere Städte, aber auch in Orte, die nur eine kleine jüdische Gemeinde haben, wie zum Beispiel Fribourg. Ort der Finissage am 18. Dezember 2016 war folgerichtig Lengnau. Herbert Winter, Präsident des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebundes (SIG), der quasi als Veranstalter des Jubiläumsjahres fungierte, sagte dabei an der Feier in der Turnhalle: «Nach Lengnau kommen, ist wie nach Hause kommen.» Winter benutzte die festliche Stimmung allerdings auch, um ein aktuelles Thema zu erwähnen, das nicht so recht zur Feststimmung passen will: die dramatisch gestiegenen Sicherheitskosten der jüdischen Gemeinden der Schweiz, an denen sich der Staat trotz Schutzpflicht zurzeit nicht beteiligen mag.²

Der Aargauer Regierungsrat Alex Hürzeler blickte dann doch wieder zurück in die Geschichte, als er meinte, Endingen und Lengnau riefen wohl nicht nur positive Erinnerungen hervor, denn die beiden Dörfer seien lange Zeit regelrechte «Verbannungsorte» für die Schweizer Jüdinnen und Juden gewesen. Heute habe das aber unter anderem den Vorteil, dass das weitgehend untergegangene Landjudentum so sichtbar sei wie an kaum sonst einem Ort. Daran knüpft auch das Projekt «Doppeltür»³ an, das auf das lange Nebeneinander von Juden und Christen anspielt und das jüdische Erbe im Surbtal, in dem die beiden Dörfer liegen, bewahren will. Die Geschichte der jüdischen Emanzipation geht also weiter – auch nach dem Jubiläumsjahr 2016.

Über den Autor

Peter Bollag ist Journalist und arbeitet für Radio SRF, Regionaljournal Basel Baselland.

² <https://www.swissjews.ch/en/media/pressemitteilungen/sicherheit-der-schweizer-juden-juedische-dachverbaende-nehmen-bund-in-die-pflicht/> (Zugriff: 06.02.2017).

³ <http://www.doppeltuer.ch/downloads/broschuere-doppeltuer-projekt.pdf> (Zugriff: 06.02.2017).



Einladung zur Eröffnung der Ausstellung «150 Jahre Gleichberechtigung der Schweizer Juden»
(Abb.: Jüdisches Museum der Schweiz, 2016)

Jubiläum!

29. September 2016 – April 2018

DAS JÜDISCHE MUSEUM DER SCHWEIZ

...wird

50

Jüdisches Museum der Schweiz
Kornhausgasse 8
CH-4051 Basel

Öffnungszeiten ab Oktober 2016
Mo/Fr/So: 11.00-17.00 Uhr
Mi: 14.00-17.00 Uhr

 JÜDISCHES MUSEUM DER SCHWEIZ
Musée Juif de Suisse | Jewish Museum of Switzerland

Plakat zur Jubiläumsausstellung des Jüdischen Museums (Abb.: Jüdisches Museum der Schweiz, 2016)



Jüdisches Museum der Schweiz (Foto: Kathrin Schulthess)



Jüdisches Museum der Schweiz (Foto: Kathrin Schulthess)



Ausstellungsraum «Kult» des Jüdischen Museums (Foto: Kathrin Schulthess)



Ausstellungsraum «Feiertag» des Jüdischen Museums, Toraschrein aus dem ehemaligen Betsaal der jüdischen Gemeinde Solothurn (Foto: Oliver Kern, Jüdisches Museum der Schweiz, 2016)



Ausstellungsraum «Kultur» des Jüdischen Museums (Foto: Jüdisches Museum der Schweiz, 2016)



Menora-Ring, Augusta Raurica, 4. Jh. (Foto: Jüdisches Museum der Schweiz, 2016, Leihgabe von Augusta Raurica, JMS-1660)



Torazeiger, sogenannte Jads, zum Deuten auf die Textzeilen in der Toralesung (Foto: Kathrin Schulthess)

Eine georgische Supra im Roxy

«Geister, Gäste und wilde Tiere»

Von Nastassia Schubarth

Birsfelden. Im Sommer 2014 hielt die Choreografin Salome Schneebeili in Georgien einen Workshop ab und unterrichtete eine Masterklasse der State Ballet School in Tiflis. Der fruchtbare Austausch mit den georgischen Tänzern und Tänzerinnen schlug sich in einem Videofilm nieder, der wiederum in eine «performative Installation» mündete, in der Tanz, Musik, Text und Raum verschwimmen. Das Ergebnis war ein Assoziationsreigen rund um eine Supra, ein traditionelles georgisches Fest, in der die Gemeinschaft beschworen und die Freundschaft gefeiert wird. «Geister, Gäste und wilde Tiere» waren nun im Roxy Birsfelden zu bestaunen, georgischen Schnaps gabs überdies.

Zuerst der Videofilm mit sieben Kapiteln zum Land, zu Frauen, Liebe, Tod, zu Familie, Helden und letztendlich zu Freundschaft. Fiebrige Traumsequenzen, beunruhigende Rituale sind zu sehen, Autos und Tiere spielen eine Rolle sowie ein Lokführer, der aussieht wie ein schlecht geschminkter Zombie. Die Kapitel stehen für die verschiedenen Toasts, die auf einer Supra ausgesprochen werden. Als der Film endet, sind hinter der Leinwand lange, gedeckte Tischtafeln in Dreiecksform aufgebaut. In der Mitte steht Tako, die Hauptdarstellerin im Videofilm, auf einem Podest, umhüllt von einem durchsichtigen Plastiksack. Zögerlich und etwas skeptisch verteilen sich die Zuschauer auf den hölzernen Bänken und nehmen ihren Platz ein. Wir stossen an, auf genau diese sieben Toasts, die eine Supra ausmachen.

Ein Lied auf den Grossvater

Nach mehreren Tanzeinlagen der beiden Hauptdarsteller Tako Kekelidze und Levan Gelbakhiani kommt es zu einem gescheiterten Versuch der Annäherung zwischen den Zuschauern, bevor sich eine Frau, Ende 30, bereit erklärt, ein Lied ihres Grossvaters zu singen. Erst übersetzt sie es lautstark ins Englische, dann trällert sie es auf Tschechisch. Ansonsten fällt es schwer zu unterscheiden, was hier gespielt, geplant oder (von Zuschauern?) improvisiert wird. Abschliessend wird das letzte Kapitel des Films gezeigt: «Freundschaft». Das Mädchen Tako steht an genau derselben Stelle wie zu Beginn und wartet auf ein Taxi, das sie in ihr kleines georgisches Dörflein bringen wird. Hier schliesst sich der Kreis, hier endet der Assoziationsreigen.

Ein wunderlicher Event. Als schwierig erweist sich, ein solches Fest mit einander fremden Menschen zu inszenieren und eine gute Stimmung zu erzwingen. Aber der Schnaps war gut. njs

Theater Roxy, Birsfelden. Weitere Vorstellungen: 29., 30. 9. und 1. 10., je 20 Uhr. www.theater-roxy.ch

Bearbeitung und Rekonstruktion

Urs Joseph Flury erhält den Solothurner Kunstpreis 2016

Aarau. Der Komponist, Musiker und Dirigent Urs Joseph Flury erhält den mit 20 000 Franken dotierten Solothurner Kunstpreis 2016. Flury prägte die Kulturlandschaft des Kantons Solothurn seit Jahrzehnten in herausragender und vielfältiger Weise, wird die Auszeichnung begründet.

Der 75-Jährige ist der Sohn des Dirigenten und Komponisten Richard Flury (1896–1967). Urs Joseph Flury habe sich als Violinist und Dirigent besonders den Werken von Solothurner Komponisten gewidmet, teilte die Solothurner Staatskanzlei am Mittwoch mit.

Dazu bemühte sich Flury auch um die Bearbeitung und Rekonstruktion von wenig bekannten Kompositionen. Er brachte unter anderem musikalische Werke des Philosophen Jean-Jacques Rousseau, des Clowns Grock und des österreichischen Dramatikers Arthur Schnitzler zur Aufführung.

Die öffentliche Übergabefeier findet am 14. November im Stadttheater in Olten statt. SDA

Ein Blick in die Vergangenheit

Das Antikenmuseum Basel präsentiert die neue Ausstellung «Sammler und Mäzene»

Von Clara Vuille-dit-Bille

Basel. Schon als Kind beschloss Giovanni Züst (1887–1976), Sammler zu werden. Der Besuch eines Basler Professors für klassische Philologie und Archäologie im Coiffeursalon seines Vaters am Spalenberg war der Ursprung dieses Wunsches. Die kleine etruskische Statue, die der Professor mit in den Salon brachte, entfachte im jungen Züst den Wunsch, ebenfalls eine Sammlung von solch wunderbaren Gegenständen zu besitzen. Dass er später als Mäzen eine wichtige Rolle in der Gründung des Antikenmuseums Basel einnehmen würde, ahnte damals wohl noch keiner.

Mit der aktuellen Sonderausstellung «Sammler und Mäzene, Giovanni Züst und 50 Jahre Antikenmuseum Basel» wird diese enge Verbindung erstmals beleuchtet. Stellvertretend für die etruskische Statue, den Grundstein für ein Leben leidenschaftlichen Sammelns, steht im ersten Raum der Ausstellung eine Statuette des Mars, eine bronzene Anfertigung aus der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts vor Christus.

Bescheidener Charakter

Anders als im Tessin ist der Name Giovanni Züst in Basel nicht so geläufig. Ganz im bescheidenen Stil der Basler blieb Züst als Mäzen stets im Hintergrund und verbreitete seine Sammlungen in der Öffentlichkeit, ohne sich selber ins Zentrum zu setzen.

Im Jahre 1959 schenkte Züst seine Antikensammlung dem Kanton Baselstadt und verlangte als Gegenleistung, dass die Antike in der Stadt eine Plattform bekäme. Das 1966 gegründete Museum sollte nicht nur seine eigene Sammlung beherbergen, sondern auch antike Objekte, die sich in verschiedenen Museen oder im Privatbesitz einzelner Sammler befanden, für die Bevölkerung zugänglich machen. Züst war stets darum bemüht, seine Schätze nicht hinter verschlossenen Türen zu verbergen, sondern zu sammeln, um die Bevölkerung an den Objekten teilhaben zu lassen.

Das Beste zum Beginn

Bei einem Gang durch die Ausstellungsräume bekommt man trotz der zurückhaltenden Art Züsts eine vage Vorstellung seiner Person. Eine Sammlung von Gemälden von Tessiner Künstlern des 17. bis 19. Jahrhunderts zeigt seine Liebe zu seiner Wahlheimat Tessin und sein allgemeines Interesse an der



Glänzende Zeiten. Tafelaufsatz in Form eines Segelschiffes vom Künstler Heinrich von Winterstein (um 1552–1634).

Religion als Lebensmetronom

Das Jüdische Museum der Schweiz feiert sein 50-Jahre-Jubiläum und beleuchtet das Judentum im Wandel

Von Judith Opferkuch

Basel. Das Jüdische Museum der Schweiz in Basel ist landesweit das einzige Museum zum Judentum. Es wurde 1966 eröffnet – 22 Jahre bevor in Deutschland ein Museum zum jüdischen Glauben gegründet wurde. Das ist erstaunlich. Warum gerade Basel?

Die Direktorin des Hauses, Naomi Lubrich, sowie die Vereinspräsidentin Nadia Guth Biasini, Tochter der Gründungsdirektorin Katia Guth-Dreyfuss, argumentieren folgendermassen: In Augusta Raurica wurden Funde gemacht, die auf jüdische Ansiedler bereits im vierten Jahrhundert nach Christus verweisen; im Mittelalter existierte eine wichtige jüdische Gemeinde in Basel und der erste Zionistenkongress im Jahr 1897 – und viele weitere danach – war ebenfalls in Basel verortet.

Die unterteilte Woche

Die Zionistenbewegung, die sich für die Gründung eines eigenen Judenstaates aussprach, wurde von Theodor Herzl, unter anderem als Reaktion auf die Dreyfuss-Affäre, ins Leben gerufen. Basel eignete sich ausserdem, da bereits ein essentieller Sammlungsstock von Judaica aus dem Schweizerischen im Museum für Volkskunde, das heutige Museum der Kulturen, vorhanden war.

Die Jubiläumsausstellung beinhaltet vier Räume, die sich jeweils unter einem anderen Blickwinkel mit der

jüdischen Religion und Geschichte auseinandersetzen. Der erste Raum steht unter dem Zeichen der Religion als Lebensmetronom. Der Sabbat teilt die Woche ein, die verschiedenen Feiertage, wie beispielsweise das jüdische Neujahr, Rosch ha-Schana, oder das gemeinhin bekannte Fest Chanukka, gliedern das Jahr. Rituale zur Geburt, zur Reife – Bar Mitzwa für 13-jährige Jungs und Bat Mitzwa für zwölfjährige Mädchen –, zur Hochzeit und zum Tod wiederum markieren die Lebensabschnitte.

Im zweiten und grössten Saal der Werkschau erfährt man, ausgehend von der Antike, mehr über die Geschichte

der jüdischen Gemeinschaft in der Schweiz. Highlights in diesem Ausstellungsteil ist beispielsweise der Menora-Ring, aus dem vierten Jahrhundert. Naomi Lubrich erwähnt, dass sich das Menora-Symbol, die Darstellung des siebenarmigen Leuchters, im Judentum etwa zur gleichen Zeit entwickelte wie das Kreuzsymbol im Christentum.

Eine französische Beschneidungsbank aus dem Jahr 1791 ist im Stile Ludwigs XVI. gefertigt und spielt auf die jüdische wie auch die nationale Zugehörigkeit an. In Frankreich wurde die Gleichberechtigung der Juden im Zuge der Revolution erwirkt, während sich die Schweizer Juden ihr Recht auf



In Augusta Raurica gefunden. Siegelring aus dem 4. Jahrhundert.

Kunst, das über die Antike hinausgeht. Die Gemälde schenkte Züst ebenfalls dem Kanton Tessin.

Ganz entgegen dem Sprichwort «das Beste zum Schuss» erwarten einen bereits beim Betreten der Räume einige Highlights der Ausstellung. Dazu gehört ein Marmorgiebel vom Grab des Lucius Otacilius Florus, der um 550–525 v. Chr. entstand, und das Gemälde von Giovanni Serodine, das den heiligen Petrus bei der Lektüre zeigt. Besonders an diesen Objekten ist, dass sie nicht Teil der Sammlung von Züst waren, sondern extra von ihm auf Wunsch des Museumsdirektors zur Eröffnung vor 50 Jahren angeschafft wurden.

Das sei bezeichnend für die Grosszügigkeit Züsts, meint Kurator Tomas Lochman. Neben den Meisterwerken der etruskischen Kunst und den Gemälden umfasst die Ausstellung auch einige Vasen, Silberschalen und Krüge. Die Silbersammlung, die Züst der Stadt St. Gallen überlassen hatte, lädt dazu ein, im Glanz vergangener Zeiten zu schwelgen und die Motive auf den Krügen und Vasen zu betrachten.

Büsten von Gönnern

Neben Giovanni Züsts besonderer Rolle in der Gründung des Antikenmuseums widmet sich die Ausstellung weiteren Sammlern und Gönnern. Dabei handelt es sich um Persönlichkeiten, die in der Zeit der späten 50er- bis zum Ende der 60er-Jahre beschlossen, ihre Sammlungen ebenfalls dem Antikenmuseum zu vermachen.

Darunter findet sich beispielsweise Robert Käppeli, ehemaliger Verwaltungsratspräsident der Ciba Geigy, von dem einige der besten Vasen des Antikenmuseums stammen. Auch trifft man auf eine Büste von Samuel Schweizer, damals Direktor des Schweizerischen Bankvereins, der einige Stücke zur Sammlung des Antikenmuseums beitrug. Ein Stück weiter sieht man René Clavel, der unter anderem den Ausbau des Antikenmuseums ermöglicht hatte.

Die Ausstellung «Sammler und Mäzene, Giovanni Züst und 50 Jahre Antikenmuseum Basel» bietet einen abgerundeten und gelungenen Blick in die Vergangenheit und zeigt Abschnitte des Lebenswegs Giovanni Züsts und die Verwirklichung seines Wunsches, der ihn schon als Kind erfüllte.

Antikenmuseum, Basel. St.-Alban-Graben 5. Bis 2. April 2017. www.antikenmuseumbasel.ch

Gleichstellung erst im Jahr 1866 erkämpften – somit wird hiesig zugleich das 150-Jahre-Jubiläum gefeiert.

Das Herzstück der Schau

Mit vielerlei Objekten, Schriftdokumenten – mehrheitlich Dauerleihgaben aus dem Staatsarchiv Basel –, Landkarten und Memorabilia thematisiert dieser Saal eindrücklich den schweizerisch-jüdischen Geschichtsverlauf und bildet sozusagen das Herzstück der Schau.

Die beiden letzten Räume widmen sich einerseits der Tora, der heiligen Schriftrolle, andererseits dem Judentum, wie es heute gelebt wird. Mittels der kostbaren Tora und ihrer Handhabung – sie darf beispielsweise nie von Hand berührt werden – wird dem Besucher der für die Juden unschätzbare Wert der Schriftkultur vermittelt. So erstaunt es nicht, dass auch heute noch die Mehrheit jüdischer Glaubensangehöriger Schriftberufe ausübt.

Heute ist das Judentum vor allem ein Lebensentwurf. «Jeder interpretiert die Religion neu», meint Lubrich. So könne man mittlerweile beispielsweise aus einer Vielzahl von Weilmöglichkeiten auswählen. Der Glaube, wie ihn die Eltern leben, ist nicht mehr allein ausschlaggebend. Dies klingt nach wahrer Glaubensfreiheit.

Jüdisches Museum der Schweiz, Basel. Kornhausgasse 8. Bis April 2018. www.juedisches-museum.ch

Die sanfte Erneuerin

Jüdisches Museum Direktorin Naomi Lubrich hat neue Ideen für das traditionelle Haus - etwa ein Museumszug

VON SUSANNA PETRIN

Wie kommt eine kluge Frau dazu, nach 17 Jahren Mitarbeit beim grossen, renommierten Jüdischen Museum in Berlin eine Stelle am kleinen Jüdischen Museum in Basel anzunehmen? Zu wechseln vom Stararchitektenbau zum Haus im Hinterhof, von 5700 Quadratmetern Ausstellungsfläche zu 130, von 150 Mitarbeitern zu dreien, alle in Teilzeit, von 2000 Besuchern täglich zu 5000 jährlich? Es ist die Verantwortung - hier in Basel ist Naomi Lubrich nun seit einem Jahr die Chefin, die Direktorin. Es ist der Zeitpunkt: Das Jüdische Museum Basel feiert heuer sein 50-Jahr-Jubiläum. Und es ist vor allem die Sammlung: «Denn die Objekte in Basel sind älter, ländlich und daher besonders interessant, ja einzigartig», sagt Lubrich.

Das älteste Europas

Es mag unscheinbar, verborgen, klein wirken, doch das Jüdische Museum in Basel ist das Jüdische Museum der Schweiz - das älteste, das erste und bis heute das einzige. 1966 ist es gar als erstes Jüdisches Museum im deutschsprachigen Raum gegründet worden - 22 Jahre vor dem zweiten. Und in diesen 22 Jahren erwarb es einen Vorsprung im Sammeln von jüdischen Objekten, den andere jüdische Museen kaum mehr aufholen können. Dank Schweizer Lage konnte es zudem auf hiesige «ungestörte Judaika-Sammlungen» aufbauen, wie Lubrich erklärt. Derweil in Deutschland und Österreich vor und während des Zweiten Weltkriegs aus dem Land geschafft wurde, was man irgendwie vor der Zerstörung der Nazis retten konnte. «Wir haben hier rund 2000 Inventarnummern.» Das spreche noch mehr Objekten, da etwa ein Schabbat-Geschirrsatz mit allem drum und dran nur eine Nummer habe, erklärt Lubrich.

Über 2000 Objekte

Seit Anbeginn versucht man im Jüdischen Museum der Schweiz deshalb auf engem Raum so viele Objekte wie möglich zu präsentieren. Der Rest ist in Depots verstaut oder wird gerade restauriert. Lubrich hat es nach Jahrzehnten des Dauer-ausstellens-Gleichstands gewagt, die Objekte etwas neu anzuordnen, die Räume anders zu gestalten. Die Neuerungen tut dem Haus gut, es wirkt weniger vollgepackt. Sanft hat sie es modernisiert, so überlegt und sanft, wie die 40-Jährige selber wirkt. «Das Judentum ist nicht nur eine Religion, es ist auch eine Kulturgeschichte», sagt sie. Das ist ihr neuer, zusätzlicher Fokus. Der grösste Museumsraum widmet sich der Geschichte der Juden in der Region und der ganzen Schweiz - es geht um Ansiedlung, Akzeptanz, Vertreibung und Rückkehr. Ein weiterer kleiner Raum repräsentiert die vielen heutigen Facetten des Judentums, das auch «ein Lebensstil» sei. Der FCB-Fan trägt seine Kippot - die flache, runde Kopfbedeckung - mit dem rot-blauen Logo; der umweltbewusste Jude setzt vielleicht auf



Naomi Lubrich, die Direktorin des Jüdischen Museums, zwischen dem Toraschrein aus Solothurn (hinten) und einer Torarolle aus Polen.

KENNETH NARS

ZUR PERSON

Naomi Lubrich

Naomi Lubrich wurde 1976 in Toronto geboren. Sie studierte Literatur und Kunst in New York und Berlin. Sie arbeitete am Metropolitan Museum in New York, im Jüdischen Museum Berlin und ist seit gut einem Jahr Direktorin des Jüdischen Museums der Schweiz. Sie lebt mit ihrem Mann und ihrer 10-jährigen Tochter in Bern.

Die Jubiläums-Ausstellung läuft noch bis April 2018. Infos zu Öffnungszeiten, Führungen und Museumsnacht: www.juedisches-museum.ch

ein biologisch abbaubares Käppi mit eingearbeiteten Wildsamen; nach Gebrauch kann man es pflanzen und es wachsen daraus Blumen. Noch besitzt das Haus wenig solche zeitgenössische Judaika. Dessen Sammlung endet mit dem Gründungsjahr 1966. Das findet Lubrich schade, sie würde diese Lücke gerne zu schliessen beginnen, auch neuere Objekte sammeln.

Macht bei Chagall-Ausstellung mit

Am stärksten ist die Sammlung bei den religiösen, kultischen Objekten. Etliche antike, goldene Schabbatlampen hängen in einem blutroten Raum von der Decke. Silberne Teller, Krüge, Kerzenhalter, Schmuckstücke zieren die Vitrinen. Besondere Attraktionen sind die barock dekorierte Beschneidungsbank von 1791 und ein reich verzierter Ehevertrag aus dem 18. Jahrhundert. Die Feiertage takteten vor allem bei religiösen Juden bis heute die Wochen, Monate und Jahre. Die Religion sei ihr «Metronom des Lebens», nennt es Lubrich. Die Juden hätten übrigens mit dem Ruhetag Schabbat auch das Konzept der Woche erfunden.

Auf Lubrichs Wunsch dunkelblau gestrichen worden ist der zweite religiöse Raum, er widmet sich den hohen Feiertagen. Hier steht eines ihrer liebsten Objek-

te, ein Toraschrein aus dem ehemaligen Betsaal der Jüdischen Gemeinde Solothurn. Das Jüdische Museum hätte hierzu auch noch Gebetsbänke, ja das komplette Mobiliar. Doch dazu reicht der Platz in keinem der vier Ausstellungsräume. Man schaut sich auch deshalb seit Jahren nach einem geräumigeren Haus für die umfangreiche Sammlung um. Doch einfach ist das nicht, das Budget beschränkt. Und seit zwei Jahren kommen die Sicherheitskosten dazu: das Museum muss für das Sicherheitspersonal, das es seither bewacht, selbst aufkommen. «Das frisst einen grossen Teil des Budgets», sagt Lubrich. Solange dem so ist, wird wahrscheinlich auch ihr Traum von einem Museumscafé sich kaum erfüllen. Ein anderer Traum geht schon nächsten Herbst in Erfüllung. Das jüdische Museum kooperiert mit dem Kunstmuseum Basel bei dessen grosser Chagall-Ausstellung. Das dürfte dem Haus Aufmerksamkeit bringen. Ein dritter Traum Lubrichs ist es, einmal mit einer fahrbaren Sammlung durch die Schweiz zu reisen, wenn möglich in einem Zug. Raus aus dem Hinterhof in Basel, um mehr Leute anzusprechen, verschiedenste Leute. «Wenn die Leute nicht zu uns kommen, kommen wir eben zu den Leuten.»

JÜDISCHES MUSEUM

Struktur und Geld

Ein von einer Beerdigungsgesellschaft gegründeter Verein rief 1966 das Jüdische Museum der Schweiz ins Leben. Basel eignete sich als Standort, weil das Volkskundemuseum - heute Museum der Kulturen - dem Haus seine Judaika-Sammlung als Grundstock beisteuern konnte. Die Gründungsdirektorin, Katia Guth-Dreyfus, leitete das Museum 42 Jahre lang. Ihre Familie steuerte einige Objekte und viel Geld bei; sie bestimmt im Grunde bis heute über das Haus. Tochter Nadia Guth Biasini ist in zweiter Generation die Präsidentin des Museumssvorstands. Das Museum ist trotz seiner bedeutenden Sammlung eher auf Dornen denn auf Rosen gebettet. Mit rund einer halben Million Franken pro Jahr kommt es in seinem Hinterhofhaus an der Kornhausgasse 8 über die Runden. 80 000 Franken kommen vom Kanton Basel-Stadt - den Rest stellen private Sponsoren und Stiftungen. Ob die neue Kulturförderung des Bundes Abhilfe schaffen könnte?

Das grausigste Objekt

Antisemitische Kirchenkunst Die Skulptur «Judensau» prangt bis heute an rund 40 Kirchenfassaden. Das Jüdische Museum stellt diejenige aus Basel aus

VON SUSANNA PETRIN

Es fällt sehr schwer, dieses Wort auszusprechen, auszuschreiben, auch wenn es im wissenschaftlichen Kontext geschieht: «Judensau». Das hiesige Jüdische Museum stellt derzeit diejenige aus Basel von 1375 aus: Lange war diese Judensau im Basler Münster, und zwar als Miserikordie, also als kleine Stütze eines der aufklappbaren Chorsthühle. Die «Judensau» ist ein besonders aggressives antisemitisches skulpturales Motiv, das jahrhundertlang in und an Dutzenden von europäischen Kirchen prangte. Später erscheint sie in Flugschriften und Karikaturen, wird als Schimpfwort im Wortschatz aufgenommen und schliesslich von den Nationalsozialisten besonders gern und häufig

benutzt. Heute untersteht der Ausdruck der Anti-Rassismus-Strafnorm. Das Motiv zeigt meist Juden, die wie Ferkel an den Zitzen eines Schweins saugen. Es gibt Varianten, bei denen Juden Schweine umarmen, küssen oder reiten. Dass es sich um Juden handelt, erkennen Historiker an der Kleidung - meistens am spitzen Hut, manchmal an einem Ring. Die Verunglimpfung ist für Jüdinnen und Juden umso schlimmer, als das Schwein für sie das unreinste aller Tiere ist. Religiöse Juden essen deshalb kein Schweinefleisch.

Bis Mitte der 90er im Münster

Die «Judensau» im Basler Münster ist erst 1996 vom damaligen Gemeindepfarrer entfernt worden. Doch viele weitere prangen bis heute an Kirchen-



Bis heute da: Die «Judensau» am Westportal des Münsters in Colmar. WIKIMEDIA

fassaden: Gemäss der Direktorin des Jüdischen Museums, Naomi Lubrich, finden sich zwischen Colmar und Berlin noch 40 Judensäue. Auf Wikipedia sind die meisten Standorte aufgelistet. Um die verbliebenen «Judensäue» entbrennen immer wieder Streitigkeiten. Manche Historiker wollen die Skulpturen als Zeitzeugnisse stehen lassen. Kritiker empfinden sie als unzumutbar und wünschen, dass man sie als Zeichen gegen den Antisemitismus entfernen möge. Zuletzt verlangte diesen Herbst ein Theologe aus London via Internet-Petition die Entfernung der «Judensau» an der Stadtkirche in Wittenberg. Über 6000 Personen haben die Petition bisher unterzeichnet. Jahrelang wurde auch über die «Judensau» an der Stiftskirche St. Peter in

Bad Wimpfen am Neckar debattiert. Der Münchner Aktionskünstler und Kunsthistoriker Wolfram Kastner verlangte, man möge zumindest eine distanzierende Hinweistafel anbringen. Die «Judensau» in Bad Wimpfen ist nämlich nicht einmal ein Original: Sie wurde Mitte der Neunzigerjahre neu aus Sandstein gefertigt, nachdem die ursprüngliche ins Stadtmuseum verfrachtet worden war. Und das wäre nun wirklich nicht nötig gewesen. Naomi Lubrich, die gerade einen Buchtext über das Motiv schreibt, weiss wenigstens einen kleinen Trost in dieser Angelegenheit: Die wenigsten Menschen würden heute erkennen, dass diese Skulpturen Juden darstellten. «Das Motiv ist heute für die meisten hermetisch.»

Audio- und Video-Beiträge



Gleichstellung der Schweizer Juden: «Eine Erfolgsgeschichte»

(Radio SRF, Zeitblende, 16.01.2016, 37:43 min)

<https://www.baslerstadtbuch.ch/dossier/2016/2016-01.html?media=9f64dd71-3f0c-44be-b702-0b00fac872fe>



Davidstern und Schweizerkreuz

(Radio SRF, Perspektiven, 17.01.2016, 25:28 min)

<https://www.baslerstadtbuch.ch/dossier/2016/2016-01.html?media=2f7d6d36-0cb6-4c97-933c-ae216f7bb661>



Jubiläums-Festanlass, Kornhausforum Bern

(Schweizerischer Israelitischer Gemeindebund SIG, 17.01.2016, 8:06 min)

<https://www.baslerstadtbuch.ch/dossier/2016/2016-01.html?media=9ac3a2de-d821-4811-a652-17fa6bb18a8e>



Animationsfilm «Schweizer Juden: 150 Jahre Gleichberechtigung»

(Schweizerischer Israelitischer Gemeindebund SIG, 21.01.2016, 3:26 min)

<https://www.baslerstadtbuch.ch/dossier/2016/2016-01.html?media=b0eda373-d13e-42f9-8708-3a77919fb0c6>

Impressum

Basler Stadtbuch, Dossier 2016
Zwei Jubiläen des jüdischen Lebens:
150 Jahre Emanzipation der Schweizer Juden und
50 Jahre Jüdisches Museum

Redaktion: Christoph Merian Stiftung, Abteilung Kultur
Redaktionsschluss: April 2017
Lektorat und Korrektorat: Dr. Rosmarie Anzenberger
© 2016 Leitartikel: Peter Bollag
© 2016 Abbildungen: siehe Bildlegenden
© 2016 Tagespresse: siehe eingebundene PDFs
www.baslerstadtbuch.ch

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung, www.cms-basel.ch
www.baslerstadtbuch.ch